

**Zeitschrift:** Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot

**Band:** 166 (1893)

**Rubrik:** Weltchronik

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 04.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Welthchronik.

Vom 1. Juli 1891 bis 1. Juli 1892.

Eine der bedeutsamsten Erscheinungen des abgelaufenen Jahres, von dem der Kalendermann jetzt seinen getreuen Lesern berichten will, ist zweifelsohne die bei den Festen von Kronstadt zur Thatache gewordene Verbindung der französischen Republik mit dem despotisch regierten Russland. Vermehrt haben sich freilich die friedlichen Aspekte am politischen Horizont Europa's eben nicht durch diese unnatürliche Allianz, die offenbar nicht nur, wie der Dreibund, den Beteiligten den gegenwärtigen Besitzstand sichern, sondern Frankreich mindestens Elsaß-Lothringen, Russland die Herrschaft in den Balkanstaaten verschaffen soll, bei dem unausbleiblichen nächsten Krieg. Darauf werden nun zwar die Revanche-hungrigen Franzosen, die erst kürzlich bei der Dardanellenfrage und der Ausweisung des Journalisten Chadourne aus Bulgarien gezeigt haben, wie sehr sie es sich angelegen sein lassen, ihrem großen selbstherrlichen Verbündeten zu Gefallen zu leben, schon noch ein wenig warten müssen. Denn vor 1894 kann dieser mit der Neubewaffnung seiner Armee nicht fertig sein, und überdies sind gegenwärtig die Kräfte und der Kredit des Zarenreichs schon über Gebühr in Anspruch genommen durch die schreckliche Hungersnoth mit ihrer Gefolgschaft von Krankheiten und Uebelständen aller Art. Europa wird sich also wohl noch eine Zeitlang der Ruhe erfreuen dürfen, die es im verflossenen Jahr den Staaten der Tripelallianz und der Schweiz, Belgien, Spanien u. s. w. möglich machte, ihre Handelsverträge unter Dach zu bringen. Diese wirtschaftliche Annäherung der Völker Mittel-Europa's (nur die Franzosen haben sich bekanntlich gegenwärtig noch in das extremste Schutzzollsystem verrannt) ist unstreitig das Verdienst des deutschen Reiches, dessen Kaiser und Kanzler mit den Bedürfnissen einer neuen Zeit zu rechnen verstehen. Wilhelm II. scheut sich ja auch nicht, gelegentlich einen neuen Kurs einzuschlagen, wenn er merkt, daß er mit dem alten auf dem Holzwege ist, wie beispielsweise bei dem unpopulären preußischen Volksschulgesetz, das er mit sammt seinem Urheber, dem Grafen von Bedlik, zu Falle gebracht hat, als er merkte, wie sehr es die öffentliche Meinung gegen sich

hatte. Ueberhaupt wird heute Niemand mehr dem jungen Kaiser seine Regierungstüchtigkeit und das Verständniß für die tiefen Schäden seiner Zeit und seines Volkes absprechen können; haben doch einige seiner diesbezüglichen Erklasse sogar in Frankreich Beherzigung gefunden. Er versäumt es dann allerdings nicht selten, solch' wichtige Aktenstücke auch von den Ministern gegenzeichnen zu lassen, wie es der konstitutionelle Usus vorschreibt, und ruft dadurch unnötiger Weise die Kritik und den Widerspruch gegen seine eigene Person hervor, wie er auch oft genug in ein Wespennest sticht mit seinen mancherlei Reden. Nicht wenig geärgert hat er natürlich die Franzosen mit seiner Erfurter Ansprache vom korsischen Parvenü, während seine eigenen Unterthanen nicht recht verdauen konnten, daß er in das Münchner Stadtbuch schrieb: „Des Königs Wille ist das oberste Gesetz“ — und auch kein Wohlgefallen fanden an seinem Ausspruch über die unzufriedenen Nörgeler, die den Staub von ihren Pantoffeln schütteln und auswandern sollten. Der Größte aus dieser unbequemen Zunft der Nörgeler ist jedenfalls der alte Kanzler, der aber seinen Wink punkto Auswanderung nicht herzigen wird. Der bleibt lieber im Lande und läßt sich wahrhaft königliche Ovationen darbringen, wie bei Anlaß seiner Reise zur Hochzeit seines Sohnes in Wien, und sorgt nebenbei dafür, daß das Feldgeschrei „Hie Otto, hie Wilhelm“ im Reich und in Preußen so bald nicht verstumme, so wenig zuträglich das seinem eigenen Ansehen und demjenigen Deutschlands auch sein mag. Der alte, früher so staatskluge Bismarck scheint eben in seinem maßlosen Grimm über die Erkenntniß seiner Entbehrlichkeit den Kompaß ganz verloren zu haben.

Neben dem grimmigen Alten im Sachsenwald findet jedenfalls der Kaiser die schärfsten Kritiker für seine Worte und Thaten an den Sozialdemokraten, die sich nun glücklich schon in drei Lager gespalten haben, in die Mildesten, welche zu Vollmar halten, die Schärferen mit Bebel an der Spitze und die Allerschärfsten, aus der hitzigen Jungmannschaft bestehend, die nicht länger warten wollen mit der Einrichtung des Zukunftsstaates und sich bei Anlaß des übrigens ziemlich harmlosen Arbeitslosen-Krawalles in Berlin solidarisch erklärt haben mit dem sogenannten Lumpen-Proletariat, das die Uebrigen

nicht als zu ihnen gehörig anerkennen wollten. Am besten wär's schon, es gäbe überhaupt keines, und was an ihm lag, hat Wilhelm II. jedenfalls gethan, um dem Elend der Massen beizukommen durch seine bereits zur That gewordenen Anregungen für staatliche Alters-, Kranken- und Invaliditäts-Versicherung, der ja natürlich jetzt noch mancherlei Mängel anhaften, die aber verbessерungs- resp. entwicklungsfähig ist und sich dann gewiß als eine segensreiche Institution erweisen wird. Es geht übrigens auch sonst immer etwas unter des rührigen Kaisers Aegide; so hat Preußen beispielsweise eine erträgliche Landgemeindeordnung und ein von Finanzminister Miquel ausgearbeitetes annehmbares Steuergesetz erhalten, die konservativen Agrarier sind durch Beibehaltung der Getreidezölle, die Liberalen durch die schon genannte Beseitigung des Bedlit'schen Volkschulgesetzes, das den Sieger von Königgrätz, den deutschen Schulmeister, wieder unter die Herrschaft der Ratten, römischer und lutherischer Observanz, hätte bringen sollen, beglückt worden, während die Herren vom Zentrum sich einstweilen mit der Herausgabe der Sperrgelder begnügen müssen, was ihnen nicht schwer fallen sollte in einem Jahr, wo ihre Gedanken durch die Wallfahrt zur Ausstellung des heiligen ungenährten Roces in Trier ohnedies eine allemirdischen abgewendete Richtung erhalten haben. Ein Stein des Anstoßes ist endlich aus dem Wege geräumt worden durch Beseitigung des sogenannten Welfen- oder Reptilien-Fonds, des seinerzeit beschlagnahmten Vermögens des Königs von Hannover, dessen Zinsen nun unter den nöthigen Garantien dem rechtmäßigen Eigenthümer, dem Herzog von Cumberland, zufließen sollen. Neben all' diesen Regierungssorgen und Lasten hat Jung-Wilhelm doch noch Muße gefunden, seine gewohnten Reisen zu machen und hohe Herrschaften bei sich zu empfangen, wie den russischen Kaiser, der sich so lange Zeit gelassen hat, bis es ihm endlich paßte, in Kiel seine Anlandsvisite abzuthun, das Königspaar von Italien, das sich eines sehr sympathischen Empfangs seitens der Berliner Bevölkerung rühmen durfte, die beiden Königinnen von Holland, deren Besuch schon die Hochzeitsluft witternden Altweiberzungen in Bewegung gesetzt hat, trotzdem der deutsche Kronprinz und jüngste

Lieutenant der Armee erst zehn Jahre zählt und die kleine Königin der Niederlande ebenfalls, und endlich die neu zur Herrschaft gelangten deutschen Fürsten König Wilhelm II. von Württemberg mit seiner Gemahlin und Großherzog Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt Weniger Angehnmes gab's dann für den Kaiser noch genug zu erledigen. Man braucht nur an die vielen Unglücksbotschaften von niedergemetzten deutschen Schutztruppen in Ost-Afrika, an die Berichte über empörende Soldatenmishandlungen in der deutschen Armee, an die großartigen Bankkrache, die auch über Berlin namenloses Unglück brachten, an die mannigfachen Skandalprozesse, z. B. von dem sauberen Ehepaar Heinze, von den geslickten Staatschienen des Bochumer Geheimraths Baare, von den Judenflinten, über die der anrüchige Antisemit Rektor Ahlwardt so viel zu berichten weiß, zu denken. Da ist es ein wahres Wunder, daß Kaiser Wilhelm daneben immer noch in alter Jugendfrische Garnisonen allarmiren, Truppen inspizieren, den Jagdfreuden obliegen und der Freundschaft pflegen kann mit seinen hohen Verbündeten von der Tripelallianz.

In einem recht herzlichen Verhältniß steht bekanntlich Wilhelm II. zu dem viel älteren Kaiser von Österreich, von dem man jetzt eigentlich zum ersten Mal sagen kann, daß er ein verhältnismäßig ruhiges Jahr hinter sich hat. Wohl haben die Hochwasser im Throl großen Schaden und das Grubenunglück von Przibram viel Herzleid verursacht, hat die tüdliche Influenza die Erzherzoge Johann Salvator, Heinrich und Sigismund dahingerafft, haben Jung- und Alt-Tschechen sich gerauft und die Ersteren mit Russland und Frankreich fraternisiert, und haben sich auch die übrigen Völkerschaften des bunt zusammengewürfelten Habsburgerreiches fleißig gebalggt. Aber viel Freundliches hat der wackere Franz Josef doch erfahren dürfen, besonders bei Anlaß der Jubelfeier zur Erinnerung an seine vor 25 Jahren erfolgte Krönung zum König von Ungarn, wo ihm auch seine oft so schwierigen Unterthanen, die Magyaren, ihre ungetheilte und ungünstigte Verehrung entgegenbrachten. Und jetzt hat er durch die Erhebung ihres geliebten Budapest zur Haupt- und Residenzstadt erst recht einen Stein im Brett bei ihnen, besonders wenn er ihnen gelegentlich auch noch die Freude macht, wirklich dort zu residiren.

wohl mußte es dem alten, schwergeprüften Kaiser auch thun, daß es mit dem Finanzwesen in beiden Reichshälften so befriedigend aussieht, daß die für seine Staaten nicht schlecht gerathenen Handelsverträge diesem günstigen Zustand zu längerer Dauer zu verhelfen geeignet sind, und endlich, daß seine Stellung im Dreibund und unter den Mächten überhaupt eine so viel angesehener, machtvollere ist, als zur Zeit, wo Bismarck noch den Vormund von Europa spielte.

So gut ist's nun allerdings seinem Bundesgenossen, dem König von Italien, nicht geworden im verflossenen Jahr. Denn von seinen sich so rasch ablösenden Premier-Ministern, Crispi, Studini und dem allerneuesten Giolitti, hat sich leider noch immer keiner als der Hexenmeister ausgewiesen, der den italienischen Finanzen aufhelfen konnte, ohne Abstriche am Budget zu machen oder neue Steuern zu erheben. Der hl. Vater, welcher mit der französischen Republik liebäugelt, die mißliche Lage der afrikanischen Besitzungen, die dreibundfeindlichen Irredentisten, die großen Strikes und Arbeiteraufstände sind allesamt auch nicht gerade geeignet, den guten Umberto und seine allbeliebte Gemahlin, die Königin Margaretha, besonders fröhlich zu stimmen. Der Liebe ihres Volkes durften die Beiden aber auch dies Jahr wieder mehrfach inne werden und sich überdies sagen, daß ihr junges Königreich trotz alledem seit seiner Selbständigkeit große Fortschritte gemacht hat und noch größerer fähig ist, wenn einmal die Schwierigkeiten des Anfangs im Großmachtwesen überwunden sein werden. Eine stellenweise außerordentlich reiche Weinernte und die trotz allen Widerspruchs in der Kammer durchaus nicht ungünstigen Handelsverträge dürften auch das Ihrige dazu beitragen, nach und nach auch die jetzt noch widerhaarigen Italiener mit der Lage der Dinge zu versöhnen. Sie sind ja auch im Allgemeinen gute Kinder, die nicht nachtragen, wie sich das bei der dummen Geschichte mit den französischen Pilgern gezeigt hat, von denen es sich einer beikommen ließ, durch eine dumme Bemerkung im Fremdenbuch des Pantheon dem Nationalstolz der Italiener zu nahe zu treten, was dann ihm und seinen Genossen eine Anzahl ganz unfrommer Prügel eintrug und in den beiderseitigen Kammern lebhafte Interpellationen hervorrief. Jetzt ist diese Sache, die so viel böses Blut mache, längst

der Vergessenheit anheimgesunken und hat auch damals dem in Rom tagenden parlamentarischen Friedenskongreß keinen Eintrag gethan. In Minne wird demnächst auch in Genua das Andenken an Columbus, den edlen Entdecker von Amerika, gefeiert werden können.

Festlich sieht es hingegen weniger aus in dem Lande, dem der Gefeierte so lange ohne viel Dank und Lohn gedient hat; denn das arme Spanien hat auch dies Jahr wieder schwer zu leiden gehabt unter elementaren Heimsuchungen, wie die furchtbare Ueberschwemmung in der Provinz Toledo, der die Stadt Consuegra nebst vielen Dörfern und Menschenleben zum Opfer fiel, und unter der kaum minder schweren Plage der Anarchisten, von denen die allerärgsten in Xeres, das sie überfallen und terrorisiert hatten, hingerichtet wurden. Die vielen Strikes, von denen der längste und bedeutendste eben erst in Barcelona sein Ende gefunden hat, zeigen auch, daß immer noch Vieles faul ist im schönen Hispanien, wo die Staatsgelder immer noch so sehr Mühe haben, in die rechten Hände zu gelangen. Noch amtet zwar die wackere Königin-Regentin Christine für ihren Sohn, den kleinen Alfonso, aber ob er je dazu kommen wird, selbst als König zu schalten und zu walten, ist zum Mindesten fraglich, da die republikanische Bewegung von Jahr zu Jahr Fortschritte macht.

Wenig tröstlich für die Königsfamilie und für ihr Volk sieht es auch in dem einst an Kolonial- und anderem Besitz so reichen Portugal aus, das heute vor dem Staatsbankrott steht, nachdem es sich außer Stande erklärt hat, den auswärtigen Gläubigern die vollen Zinsen seiner Staatschuld zu bezahlen. Bereits sind die meisten Kolonien, die sich übrigens der portugiesischen Herrschaft nie zu rühmen hatten, da sie stets nur auf das Schonungsloseste ausgebeutet wurden, veräußert, und so wird die in den letzten Tagen vom Papst der Königin Amalie übersandte Tugendrose wohl so ziemlich das einzige Goldene sein, was sich in dem nicht ohne eigene Schuld so ganz verarmten Lande findet.

Das letzte Mal kam bekanntlich diese päpstliche Auszeichnung nach Frankreich an die Frau Präsidentin Carnot, die wahrscheinlich nicht tauschen möchte mit ihrer Nachfolgerin, der armen Portugiesenkönigin, und ihrem vornehmen Elend. An allerhöchstem Umgang haben übrigens Herr

Carnots trotz ihres bürgerlichen Namens keinen Mangel seit den Tagen von Kronstadt, wo der russische Kaiser sie mit seiner ganz besonderen Freundschaft und die französische Republik mit seiner Bundesgenossenschaft beeindruckt hat. Diese letztere steht überhaupt gegenwärtig im Zeichen des Wachstums und Gedeihens; denn die Herren von der Boulange sind jetzt durch den unruhigen Tod des sauberen Generals völlig unmöglich geworden; die Royalisten sehen je länger je mehr ein, daß in Frankreich für sie kein Weizen mehr blüht, und selbst die Kirche findet sich, auf Geheiß des Papstes, mit der gottlosen Republik ab. (Die wenigen streitbaren Bischöfe und Erzbischöfe, die sich jetzt noch dem Staate, der sie nährt, widersezen, werden schon zahm werden, wenn ihnen derselbe den Gehalt lange genug sperrt.) Kein Wunder daher, daß das nach so tiefem Fall so schnell wieder zu Kräften gekommene Frankreich ordentlich übermuthig wird und sich ein Vergnügen daraus macht, den bedächtigen Deutschen die für das Jahr 1900 projektierte Weltausstellung so zu sagen vor dem Maul wegzukapern. Sie sind ja so stolz geworden, diese französischen Republikaner, daß sie auch in Handelsachen keinen Menschen mehr glauben nötig zu haben und sich mit ihren Schutzöllen wie mit einer chinesischen Mauer umgeben, ob zu ihrem eigenen Nutzen, ist freilich vorderhand noch die große Frage. Unerfreuliches haben sie übrigens auch viel erlebt im vergangenen Jahr; macht ihnen doch der streitbare König von Dahomey in Afrika wieder zu schaffen, im Tonking ist auch wieder Blut geslossen, und sonst rappelt's bald hier bald dort in den Kolonien, was dann allemal in der heimischen Kammer mehr oder weniger dramatische Aufführungen abseht. Zu diesen letzteren gehörte beispielsweise der berühmte Ohrfeiertag, wo sich der schneidige, übrigens jetzt gestürzte Minister Constance herabließ, den berüchtigten Boulangisten Laur, der ihn an seiner Ehre angriff, handgreiflich Mores zu lehren. Viel ernster waren aber die von den ruchlosen Anarchisten verursachten Dynamit-Explosionen, die eine Zeitlang in dem sonst so leichtlebigen Paris eine wahre Panik verbreiteten. Der verabscheuwungswürdigste unter all' diesen Mordgesellen, der Leichenschänder, Räuber und Mörder Ravachol, geht nun zwar in diesen Tagen in Montrouge seiner verdienten Strafe, dem

Tod durch Henkershand, entgegen; damit ist aber natürlich nicht viel gewonnen, wenn nicht zugleich dem Elend, das die verderbliche Lehre der Anarchisten erzeugt hat, mit aller Macht gesteuert wird. Das reiche Frankreich darf in dieser Beziehung noch Vieles, Vieles thun; über was für Hülfsquellen es verfügt, sieht man ja allemal in der Kammer, wenn es gilt, irgend eine gewaltige Mehrforderung für das Heer oder die Marine zu bewilligen oder einme nationalen Unglück zu steuern, wie z. B. bei dem Grubenunglück von St. Etienne, dem großen Eisenbahnunglück von St. Mandé bei Paris und den Überschwemmungen in Süd-Frankreich.

Da läßt es sich nicht einmal von den Engländern übertreffen, die doch sonst in Sachen, die den Geldsack angehen, so ziemlich unübertroffen dastehen. Es gibt aber auch bei ihnen noch des ungelinderten Elends genug, wie die Riesenstrikes beweisen, von welchen derjenige der Bergleute von Durham, die nun doch nicht erreicht haben, was sie begehrten, nämlich den zehnstündigen Arbeitstag bei unvermindertem Lohn, der bedenklichste war. Auch in dem vielgeplagten Irland, dem der Tod Parnells die Eintracht der Parteien nicht wieder gebracht hat, und das nun, trotz des Widerspruchs der Protestantten von Ulster, von dem unermüdlichen Gladstone mit der Home-rule, resp. dem eigenen Parlament, beschert werden soll, ist noch immer die Armut zu Hause. Und in Schottland murren die Bauern, welche ihre Felder zu Jagdgründen für die Reichen hergeben müssen, ja sogar die Heilsarmee ist in Nöthen und wird demnächst die Friedens-Präsenzziffer der Heilsoldaten und Hallelujah-Mädchen reduzieren müssen. Die Großen des Landes brauchen eben jetzt ihr Geld und ihre guten Worte für die Wahl-Agitationen, da eben die Neuwahlen für's Parlament in vollem Gang sind und es sich zeigen soll, ob der bisherige Premier Salisbury, der Führer der Konservativen, weiter amten oder dem greisen, aber unermüdlichen Homerule-Agenten, dem liberalen Gladstone, weichen soll. Für die äußere Politik Englands wird's nicht viel Unterschied machen, ob der Eine oder der Andere an's Ruder kommt; Egypten wird bloß den Franzosen zu Liebe keiner räumen dürfen und formell dem Dreibund beitreten auch nicht, wohl aber als eine Art stummen Compagnons für die Erhaltung des status quo

im Mittelmeer sorgen. Das Scepter über die britischen Lande schwingt übrigens immer noch mit der alten Grazie die greise Viktoria, welche dies Jahr das Herzzeleid erleben mußte, ihren Enkel, den Herzog von Clarence, den ältesten Sohn des Prinzen von Wales, zu verlieren, da derselbe fast zu gleicher Zeit mit dem vielgenannten Kardinal Manning von der Influenza dahingerafft wurde. Der junge Prinz, der eben im Begriff gewesen war, sich mit der beliebten Prinzessin Marie von Teck zu vermählen, wurde allgemein betrauert, auch vom englischen Volk, das ihn seinem Vater, der seit dem Baccarat-Prozeß bedeutend an Nimbus verloren hat, weit vorzog. Die Stadt London speziell hat denn auch noch einen bedeutenden Verlust erlitten durch den Tod des originellen Methodisten-Predigers Spurgeon, dessen lernige Predigten und drastische Aussprüche noch lange im Munde des Volkes fortleben werden. Materielle Verluste hat das vergessene Jahr den Briten auch einige gebracht in kolonialer Beziehung, da die ostafrikanische Gesellschaft sich genöthigt sieht, einige ihrer Stationen der bösen Nachbarschaft wegen aufzugeben, und der afrikanische Religionskrieg zwischen Protestanten und Katholiken hat der Sache des Christenthums in diesen Breiten auch nicht genügt. Uebrigens werden sich die guten Engländer schon wieder schadlos zu halten suchen, noch gibt's ja der kleinen Sultane in Fez, Marokko und anderswo genug, die man nöthigenfalls expropriiren kann.

Darin sind sie jedenfalls dem armen Belgierkönig bedeutend über; der trägt bekanntlich an seinem einzigen Kongostaat so schwer, daß es ihn kaum nach weiterem Kolonialbesitz verlangen wird. Er wird genug damit zu thun haben, sein europäisches Land zu halten, trotz seiner von den Mächten anerkannten Neutralität. Wollen ihm doch jetzt schon die bösen Franzosen wehren, zur Sicherung derselben die Maaslinie zu befestigen, so wie bekanntlich die Italiener uns Schweizern gern etwas am Zeug flicken wollten wegen unserer Befestigungen am Gotthard und bei St. Maurice im Wallis, doch sind diese Rempfeleien der Franzosen lange nicht das Verdrießlichste, was der gute Leopold im letzten Jahr wieder durchmachen mußte. Hatte er doch wegen des von ihm verlangten königlichen Veto's oder Einspruchsrechts einen förmlichen Kampf zu bestehen mit seiner

Kammer, wobei er der Gescheidtere sein mußte, der bekanntlich nachgibt. Die Straßenkämpfe wegen des immer noch nicht ganz durchgesetzten allgemeinen Stimmrechts, die Massenstrikes, die von den Anarchisten verursachten Dynamit-Explosionen, der entsetzliche Grubenbrand von Anderlues und die Feuersbrunst im königlichen Schloß Aremberg mußten von dem vielgeplagten König auch noch in Kauf genommen werden.

Er mag wohl manchmal sehnüchtig hinübergeblickt haben nach dem stillen Holland, wo, unter dem sanften Regiment der beliebten Königin-Regentin Emma, Minister, ja sogar ganze Ministerien kommen und gehen, ohne daß man in der übrigen Welt eine Ahnung davon hat. Kein Wunder deßhalb, daß die königlichen Frauen so ruhig ihre „Badener Fahrt“ machen dürfen, ohne „wegen zu Hause“ in Angst sein zu müssen.

Fahrtengegangen ist gegenwärtig auch der König von Schweden. Der aber hat nicht lauter zufriedene Leute zurückgelassen, da die Norweger sich nun einmal nicht mehr ohne eigene Konsular-Agenten im Ausland behelfen wollen, weil sie bedeutend mehr Handel treiben, als das mit ihnen verbundene Schweden. König Oskar will das nun merkwürdigerweise nicht einsehen, und hat durch seine Weigerung, auf die sehr berechtigten Wünsche einzugehen, den beliebten norwegischen Minister Steen mit sammt seinem Ministerium zum Rücktritt gezwungen.

Der Schwedenkönig ist übrigens nicht der Einzige seiner Art, der mit seiner Kammer nicht Eines Sinnes und Herzens ist, er hat einen Gefinnungsgenossen am alten Dänenkönig, der schon seit Jahr und Tag mit der seinen im Hader lebt, weil sie nicht all' die Festungsbauten bewilligen will, die er oder vielmehr seine Frau, die sogenannte Schwiegermutter von Europa, für nöthig erachtet, um dereinst dem großen russischen Schwiegersohn gehörig beizustehen in seinem Kampf gegen das von ihr glühend gehaßte deutsche Reich. Dies Jahr hat übrigens trotz alledem die Minne regiert im kleinen Dänemark, das die Fürstlichkeiten der halben Welt bei sich empfing bei Anlaß der Feier der goldenen Hochzeit des Königs-paars.

Da konnte sich doch einmal der arme Russenkaiser ein Bischen erholen von dem traurigen Anblick seiner hungernden Untertanen, denen habgierige Beamte auch noch das Karge,

von der Regierung gespendete Brod wegstahlen, wie das berühmte Nothstandsmehl beweist, das zum großen Theil aus Sand bestand, weil das wirkliche auf dem Weg zu den Nothleidenden abhanden gekommen war. Dort wurde er auch nicht erinnert an die Seufzer seiner in ihren heiligsten Rechten, ihrer Sprache, Sitte und Religion vergewaltigten Finnländer, Balten und Polen und an die der vertriebenen Juden, welch' Letzteren doch wenigstens ein Zufluchtsort winkt in den von ihrem Glaubensgenossen Baron Hirsch angekauften Ländereien in Argentinien. Das Heimkommen allerdings mag dann weniger schön gewesen sein für den Zaren, da sein Land jetzt auch noch von der Cholera heimgesucht wird, und überdies an jeder Straßenecke der Tod ihm auflauern kann, jetzt, wo sein treuer Leibwächter, der Polizeihauptmann Gresser, dem Giftirank der Nihilisten erlegen ist. Man kann wahrlich den Selbstherrn aller Russen, der zu allem Andern noch einen todfranken Sohn hat, nicht um seine Größe, die Franzosen nicht um ihren neuesten Freund beneiden.

Da fehrt man noch lieber bei seinem Schwager ein, bei dem König von Griechenland, dessen Städtlein zwar fast zu klein zum drin leben und zu groß zum drin sterben ist, dessen Kammerherren sich blutig rausen auf der Straße, trotzdem Keiner viel mehr versteht, als der Andere, und dessen thessalische Felder überdies von Mäusen zernagt wurden, bis der Greifswalder Professor Löffler ihnen mit seinem Bazillenbrod das Handwerk legte, der aber doch sein Haupt jedem Unterthanen in den Schoß legen durfte, wenn es nicht zufällig gerade ein Räuberhauptmann wäre, was er bei der Nachbarschaft der Türkei immer riskiren mühte. Der arme Beherrscher der Gläubigen hat außer seinen Räubern, Schulden, Türken und Frauen, die ungefähr alle gleich angenehm zum haben sind, dieß Jahr auch mancherlei Anstände gehabt, z. B. mit dem Zaren, der die freie Durchfahrt durch die Dardanellen und die Absetzung des deutschfreundlichen Ministers Kiamil Pascha erzwang, mit den Engländern, die ihn wegen dieser Nachgiebigkeit zur Rechenschaft zogen, mit den Franzosen, welche wegen ihres aus Bulgarien ausgewiesenen Journalisten Chadourne reklamirten, und endlich mit Bulgarien selbst, das ihm den schuldigen

Tribut verweigert, bis es entweder die von Russland beschützten Mörder seines Ministers Baltschew ausgeliefert erhält oder doch wenigstens die ihm immer noch vorenthaltene Anerkennung seines Fürsten, des schon so oft von Russland her angeschossenen Coburgers. Der arme Ferdinand wäre auch ganz wohl im Stande, sein Balkanländchen in Ordnung zu halten, besonders da er in seinem schneidigen Minister Stambulow eine so treffliche Hülfe hat. Es würde dort mindestens ebenso gut gehen, als in Serbien, das jetzt zwar den dicken Milan und die schöne Natalie losgeworden ist und überdies einen der Regenten, Protitsch, durch den Tod verloren hat, sich aber daneben wie ein hochzivilisirter Staat, was es doch noch lange nicht ist, einer argen Geldnoth erfreut, so daß Beamte und Soldaten ihr Gehalt nicht bekommen und sogar der junge Alexander auf sein Taschengeld verzichten muß.

So schlimm sieht's, zum Glück für den eben zur Ehe mit der schönen Prinzessin Marie von Edinburg schreitenden Thronfolger, in Rumänien nicht aus. Doch muß auch dort das Regieren seine Mücken haben, da man allbereits davon munkelt, daß der wackere König Karolus sich mit seiner schwerkranken Gemahlin Elisabeth noch in seinen rüstigen Jahren in's Privatleben zurückziehen will. Die Russen werden übrigens wohl wissen warum, sie haben ja überall die Hand im Spiel, wo etwas schief geht in den Balkan-Staaten, und dieser Fürst aus dem Hohenzollernhause war bekanntlich trotz seiner unleugbaren Verdienste um sein Land niemals Persona grata bei ihnen.

Nicht einmal in Asien ist man ja sicher vor diesen leidigen Russen, die dieß Jahr beispielweise die Engländer schwer geärgert haben durch ihre Pamir-Expedition, welche eigentlich gegen Indien gerichtet war oder doch den Zweck hatte, die Zugänge zu dieser englischen Schatzkammer bloßzulegen. Wenn sie denn durchaus Händel haben müssen, die Unterthanen des glückseligen Zaren, so könnten sie sich ja an die Chinesen wenden, die schon ohnedies gegenwärtig in einer gewaltigen Aufregung sind gegen Alles, was christlich und ausländisch ist. Nicht einmal ihr eigener Kaiser ist seines Lebens mehr sicher, da er ihnen lange nicht chinesisch genug ist.

Im immer noch in Asien einzige bestehenden konstitutionellen Japan dagegen ist's dies Jahr stille geblieben, da dort ein großes Nationalunglück seinen Einzug gehalten hat, nämlich das furchtbare Erdbeben von Tokio, das bei 4000 Menschenleben gekostet und weite Landstrecken in eine Wüste verwandelt hat. Es dürfen Jahre vergehen, bis sich die Bewohner von diesen der Volkswohlfahrt geschlagenen Wunden erholt haben werden.

Wenig gehört hat man übrigens dies Jahr auch von dem asiatischen Reise-Kaiser, dem Schah von Persien, in dessen Landen nach wie vor die Cholera ihre schauerliche Runde macht, wie übrigens auch in der asiatischen Türkei, wo nebenbei immer noch nach alter lieber Gewohnheit die Völker auf einander schlagen, wenn es sich gerade gut machen lässt.

Von den vereinigten Staaten von Australien hingegen ist doch das Neue zu berichten, daß sie jetzt auch von der Heilsarmee in ihren Geschäftskreis einbezogen worden sind, was höchst zeitgemäß erscheint für ein Land, das solche Früchte zeitigt, wie den modernen Ritter Blaubart, Robert Deeming, der alle seine Frauen umgebracht hat.

Geheimnisvolle Mordthaten, Riesen-Prozesse, gewaltige Elementar-Ereignisse und Unglücksfälle sind sonst mehr in den andern vereinigten Staaten in Nordamerika daheim. Von dem vielen Derartigen, was sich auch im hinter uns liegenden Jahr dort abgespielt hat, können wir nur das Wenigste erwähnen, wie den Brand von Oil-City in Pennsylvania, den Hauseinsturz und Hotelbrand in New-York, welch letzterer namentlich schauerliche Szenen im Gefolge hatte. Das hindert aber die neue Welt, die, beiläufig gesagt, je länger je mehr ein gewichtiges Wort mitspricht in den Angelegenheiten der alten, nicht, wenigstens in kommerzieller Beziehung (hat doch jetzt schon der berüchtigte Mac Kinley-Tarif den Handel und die Industrie von Europa nahezu auf den Kopf gestellt und gezwungen, neue Wege einzuschlagen), rüstig weiter zu arbeiten an den Vorbereitungen zu der im Jahr 1893 stattfindenden Welt-Ausstellung in Chicago, die zugleich eine Gedenkfeier sein soll zur Erinnerung an die Entdeckung Amerika's durch Columbus. Recht Altmodisches kommt daneben in der neuen Welt auch vor;

gerade jetzt ist sie z. B. vom Wahlfieber angesteckt, da es sich um die Neubesetzung des reich dotirten Präsidentenstuhles handelt. Bei der kolossalen Machtfülle und der über alle Maßen günstigen Gelegenheit, sich und sein Haus in wenig Jahren auf Lebenszeit zu versorgen, ist natürlich dieser Ehrenposten sehr gesucht. Gegenwärtig stehen sich zwei offiziell anerkannte Kandidaten gegenüber, der Republikaner Harrison, der bisherige, und der Demokrat Cleveland, welcher auch schon einmal im weißen Haus gearbeitet hat, und welchem der Ruf größerer Uneigennützigkeit und Unbestechlichkeit vorausgeht. Bei uns in Europa wird es Niemand bedauern, daß der frühere Staatssekretär der Union, Blaine, der noch in ausgedehnterem Maße dem Schutzzoll huldigt als der jetzt für den Vize-Präsidenten-Posten in Aussicht genommene Gouverneur von Ohio, Mac Kinley, nicht mehr in Frage kommen kann. Der hat bekanntlich seiner Zeit der alten Welt den Handel mit Brasilien, dessen Ex-Kaiser Don Pedro II. diese Jahr in Frankreich zur ewigen Ruhe eingegangen ist (fast zu gleicher Zeit wie der französische Ex-Präsident Grevy), vorweggeschnappt. Gar glänzende Geschäfte kann aber der Ex-Kanzler der Union mit diesem Lande noch nicht gemacht haben, da es sich noch nie der ruhigen Entwicklung hat erfreuen können, seit seiner Umwandlung in eine Republik. Der eigenmächtige Diktator, Präsident und General Fonseca, welcher damals den Handstreich gegen Don Pedro leitete, hat jetzt einem andern Feldobristen Peixoto weichen müssen, der bis jetzt noch nicht Zeit gehabt hat, zu zeigen, aus was für Stoff er gemacht ist.

Auch Chile, das sein Präsidenten-Scheusal Balmaceda nach dessen Niederlage durch Selbstmord los geworden ist, und übrigens von der nordamerikanischen Union mit Krieg bedroht wurde, weil es sich gar so kühn jede Einmischung derselben in seine innern Angelegenheiten verbeten hatte, wobei auch Reilereien, mit Mord und Todtschlag, zwischen amerikanischen und chilenischen Seeleuten vorluden, hat sich noch nicht von seinem langen schweren Bürgerkrieg erholen können. All' diese südamerikanischen Republiken, wie sie auch heißen mögen, werden wohl erst zur Ruhe kommen können, wenn durch die immer zunehmende

Einwanderung das unruhige spanische Element in den Hintergrund gedrängt worden ist.

Uebrigens scheinen auch im vormal's dunklen Erdtheil die Europäer, welcher Nation sie auch immer angehören mögen, sofort spanische Allüren anzunehmen, sowie sie den heißen Boden Afrika's betreten. Denn von den Segnungen der Civilisation können auch die dortigen bessern Wilden nur eine sehr mäßig hohe Meinung haben nach ihren bisherigen Erfahrungen.

Der junge Khedive, Abbas Pascha, der seinem an der Influenza verstorbenen Vater, Tewfik Pascha, auf dem Vice-Thron von Egypten gefolgt ist, hat es zwar unter den Engländern, die ihn statt der Hohen Pforte, der er eigentlich zu gehorchen hätte, dirigiren, nicht gerade schlecht. Aber zum Regieren lassen sie ihm nur sehr wenig übrig, und der König Menelik von Abessynien florirt auch eigentlich erst so recht, seit ihn die Italiener mit ihrem Schutz verschonen und er dafür Mitglied der schweizerischen geographischen Gesellschaft geworden ist. Um besten haben's jedenfalls die Boeren im Transvaalland in Südafrika, nicht weil neben den reichen Goldadern in ihrem Grund und Boden nun auch noch Diamanten entdeckt worden sind, sondern weil sie sich bis jetzt immer noch der Engländer und anderer Annexirer zu erwehren gewußt haben, und weil sie ihre Freiheit über Alles hochhalten. Möchte die wahre Freiheit, die auch innerlich frei macht, recht viel Eingang finden in dunklen und hellen Erdtheilen!

Mit diesem frommen Wunsch schließt nun der Kalendermann seine Reise um die Welt auf wenig Seiten, auf der ihm seine Leser hoffentlich freundlich gefolgt sind. Erster Klasse ist's zwar nicht gegangen, vielmehr zu Zeiten ein bischen holperig, aber dafür hat dann auch Niemand dabei sein Geld verloren, wie das bei Stangen'schen und anderen Reisegesellschaften manchmal vorkommen soll; hoffentlich auch nicht den Kopf; sonst dann auf Wiederfinden im nächsten Jahr!

#### Bedenklicher Protokollstyl.

Das Gericht beschloß wegen totaler Betrunkenheit, den Zeugen nicht zu vereidigen.

Was Samuel Krähenbühl von seinem Vorfahr gleichen Namens zu erzählen weiß.

„Mi Aenigroßatt isch eine vo de beste Soldate underem alte Napolion gsh, und i keir Schlacht het Chräjebüeu dörfe fähle, füsch wär d'Chappe läz gsi. D'r alt Näppi het deßhalb groß' Stück uf ihn g'ha und het e große Theil von sine Erfolge uf em Schlachtfeld mim Aeni zug'schriebe, das söl är de mängisch gseit ha. Die andere Soldate hei aber einewäg kei Chyb uf ne gha, we d'r Buneparti ihm scho mängi gueti Fläsche Boscheleh zahlt het. En alte Fäldweibel, wo scho vor viele, viele Jahre g'storbe isch, het mer verzellt, är syg selber derby g'stande und heigs mit sine eigene Ohre g'hört, wie der Napolion vor der Schlacht bi Bellalianggs zu eim vo sine Adjutante gseit het: „Isch ächt Chräjebüeu da?“ — „I will g'schwind ga luege, Herr Napolion“, seit dä Adjutant und sprengt derbo, dem Regiment zu, wo mi Aeni dienet het. Na zähe Minute chunt er zrügg und rüest scho vo Wytem: „Ja, Herr Napolion, d'r Chräjebüeu ist da!“ — „Gut,“ seit der Napolion, „de weimer d'Schlacht alah!“ Das ist doch es schöns Zügniß für ne gmeine Soldat, nid wahr? Bäbi, gimer no ne Zweuer!“

#### Ein Kapitel aus der Naturgeschichte.

„Vater,“ fragt das wißbegierige Frizchen, „warum sind die Palmen so hoch?“

„Damit die Giraffen sie fressen können, mein Junge, denn wären sie niedrig, so wären die Giraffen mit ihren langen Hälzen in großer Verlegenheit.“

„Ja, aber warum haben die Giraffen so lange Hälse?“ fragt Frizchen munter weiter.

„Damit sie die Palmen fressen können, denn hätten die Giraffen kurze Hälse, so wären sie in noch größerer Verlegenheit.“

#### Modern.

Der Mann muß heutzutage ein Haus machen, in dem sich die Frau den Hof machen läßt.

#### Aus der höhern Töchterschule.

Lehrer: „Also den äußern Theil des Herzens nennt man Vorhof, und den innern?“

Lina: „Schäz-Kammer.“